



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Bloomfieldchen Memoiren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Bloomfieldschen Memoiren.



ie Verfasserin dieses Memoirenwerkes,^{*)} welches zum Teil in Tagebuchblättern derselben, zum Teil in Briefen ihres Gemahls besteht und ein buntes Nebeneinander von politischen Urteilen, Notizen und Charakterbildern aus der höhern Gesellschaft, Hofanedoten, frommen Betrachtungen und Gespenstergeschichten bildet, ist bei der Veröffentlichung ihrer zweibändigen Schrift „nicht von der eiteln Vorstellung beeinflusst worden, sie werde damit einen Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit liefern,“ und diese Bescheidenheit hat im allgemeinen Recht. Ihre Mitteilungen enthalten nur wenig, was für den Historiker von Bedeutung wäre, obwohl die Verfasserin in Sphären gelebt hat, die ihr Einblicke in wichtige Vorgänge der letzten drei Jahrzehnte gestatten und sie zu interessanten Enthüllungen befähigen müßten. (Ihr Gemahl war länger als ein halbes Jahrhundert als Mitglied der englischen Diplomatie thätig und nahm in der letzten Hälfte seiner Laufbahn die höchsten Stellungen auf der Stufenleiter der Würden ein, welche das Auswärtige Amt in London zu vergeben hat. 1818 als Attaché in die britische Gesandtschaft zu Wien eingetreten, beschloß er 1871 seine Thätigkeit auf diplomatischem Gebiete als Vorstand derselben. Dazwischen diente er zunächst in Stuttgart, dann in Lissabon und Stockholm, wurde Lord Stuart de Rothesays Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten in Petersburg, später, 1851, Gesandter am Berliner Hofe und 1860 Botschafter in die Kaiserstadt an der Donau. Er erwies sich dabei weder als stark ausgeprägter Parteimann, sodaß ihn „abwechselnd Whig- und Toryregierungen beförderten,“ noch als hervorragendes Talent, sondern war ein guter Durchschnittsbeamter, wohlverfahren in der Routine und gebührend zu Hause in Sachen der Etikette, sodaß er „sich in seiner langen Laufbahn niemals Tadel zuzog.“) Dennoch glauben wir dem Buche eine ausführliche Besprechung widmen zu müssen, da jene wenigen Stellen sehr bezeichnend, ja typisch für das Verhältnis der englischen Diplomatie zu den deutschen Dingen ist.

Die ersten fünf Kapitel des Buches bringen zunächst Jugenderinnerungen der Verfasserin, Berichte über ihre Mutter und Tante, über die Krönung der Königin Viktoria, über Reisen nach Edinburgh und Paris, dann Erlebnisse in ihrer Stellung als Hofdame, Mitteilungen über das Privatleben der Königin in Windsor und Besuche derselben in Provinzialstädten und auf der Insel Wight, die Schilderung der Ankunft König Friedrich Wilhelms von Preußen in London und der Taufe des Prinzen von Wales, bei dem er Pathe war,

^{*)} Reminiscences of Court and Diplomatic Life by Georgiana Baroness Bloomfield. Leipzig, Tauchnitz, 1883.

eine Charakteristik der königlichen Kinder und ähnliche Kleinigkeiten. Die nächsten sechs Abschnitte beschäftigen sich mit der Vermählung der Verfasserin, ihrer Reise nach Rußland und ihren dortigen Beobachtungen und Erlebnissen. Es wird uns von Bärenjagden, Lappländern an der Newa, dem russischen Karneval, Ausflügen nach Tsarskoe-Selo, Peterhof und andern Orten in der Umgebung Petersburgs, von Begräbnissen und Taufen, Lagern und Paraden erzählt. Von etwas größerm Interesse ist, was über den Grafen Nesselrode bemerkt wird.

Er war keine imponirende Erscheinung, da er von sehr kleiner Statur war, ziemlich jüdisch aussah und eine Brille trug, aber seine Unterhaltung war geistreich und lebendig und seine Haltung vornehm. Er sprach mit vielem Vergnügen von seiner letzten Reise nach Italien. . . . Graf Nesselrode wurde an Bord einer englischen Fregatte auf dem Tajo getauft und betrachtete sich stets als Glied der Kirche von England. In Rußland wird keinem Beamten sein Gehalt ausgezahlt, wenn er nicht beweisen kann, daß er, gleichviel in welcher Kirche, zum heiligen Abendmahl gegangen ist. Infolge dessen erschien Graf Nesselrode in jedem Jahre einmal, gewöhnlich am Gründonnerstag, in der englischen Kapelle, um das Sakrament nach den Formen der englischen Kirche zu empfangen. . . . Ich entsinne mich, daß er einmal, im Januar 1848, bei uns speiste, und daß er dabei zu mir sagte, gegenwärtig scheinere kein politisches Ereignis von irgendwelcher Wichtigkeit zu erwarten. *Quand tout va comme un papier de musique!* Wenige Wochen nachher war ganz Europa in Flammen — die Revolution brach in Preußen, Österreich und Frankreich aus. Louis Philipp wurde aus Paris vertrieben, die Tuilerien geplündert und die Republik wurde erklärt.

Im zweiten Bande, wo zuerst von dem Aufenthalte der Bloomfelds in Berlin berichtet wird, ist zuvörderst ein Tagebuchsblatt vom März 1854 interessant, also aus der Zeit, wo der Krimkrieg und die Stellung Preußens zu Rußland und den Westmächten die Gemüther in Aufregung erhielten. Es heißt da:

Der Stand der Dinge in Berlin machte unsre Lage äußerst peinlich und unbehaglich. Die Wogen der politischen Stimmung gingen sehr hoch, die Stadt war in zwei Lager geteilt, und die, welche für Rußland waren, darunter die Königin und die ganze Kreuzzeitungspartei, mieden uns und unsre französischen Kollegen fast ganz. Die Prinzessin von Preußen, die in ihren Sympathien und politischen Meinungen sehr englisch war, wurde mit großem Mißtrauen betrachtet, ihre Beweggründe wurden falsch dargestellt, und ihr Wunsch, das Bündnis zwischen England und Preußen zu stärken, das sowohl vom politischen als vom religiösen Gesichtspunkte höchst wünschenswert war, setzte sie der Feindschaft der Kreuzzeitungspartei aus, sodaß ihr Aufenthalt in Berlin für sie eine wahre Prüfung war. In dieser Zeit gaben wir der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz einen Ball, welchem der König und die Königin beiwohnten, da in Preußen die Etikette verlangte, daß der Hof bei jeder zu Ehren der Mitglieder einer königlichen Familie veranstalteten Festlichkeit zugegen war. In der Stadt wurde geradezu gewettet, ob der Hof sich zu unserm Ball einstellen werde oder nicht, und die Kreuzzeitungspartei war wütend, daß dies geschah, und liebte es als politische Demonstration anzusehen. Am Abend vor unserm Ball fragte der König beim Diner die Königin, um welche Stunde sie zu den Bloomfelds zu gehen beabsichtige. Ihre Antwort war, sie sei noch nicht sicher, ob sie überhaupt hingehen werde, worauf der König

einfach sagte: „Du mußt.“ So erschienen denn die Majestäten gegen zehn Uhr. Lord Bloomfield und ich gingen hinunter an die Thür zur Einfahrt, um sie zu empfangen, und die Königin nahm den Arm meines Mannes; die einzige Bemerkung aber, die sie machte, war: *Votre escalier es bien roide, Milord.* Sie nahm diesen ganzen Abend kaum noch Notiz von mir, obwohl ich mich natürlich in ihrer Nähe befinden mußte, und sie bestand entschieden darauf, daß der König sich noch vor dem Souper entferne, während er zu bleiben wünschte. Aber die Königin stand in ihrem Mantel oben an der Treppe und schickte dreimal nach ihm, sodaß er nachgeben mußte. Sie versuchte dann als ein Gegengewicht den König zu überreden, zwei Tage nach unserm Ballé einem Konzert unsrer russischen Kollegen, der Budbergs, beizuwohnen, welches zu Ehren der alten Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz gegeben wurde. Der König aber weigerte sich bestimmt, indem er sagte: *J'irai chez Lord Bloomfield, et j'irai aussi chez le Baron de Budberg, mais à condition, qu'il fasse arriver une Grande-Duchesse de Russie. . .* Unsré Stellung war so schwierig und peinlich, daß nur das Gefühl der Pflicht, die wir unsrer Königin und unserm Vaterlande schuldeten, uns in Berlin bleiben ließen.

Am 30. März schreibt die Lady in ihr Tagebuch:

Der König ist vollständig in den Händen der Kreuzzeitungspartei und handelt im Einklange mit deren Ansichten, nicht nur ohne Einwilligung, sondern sogar ohne Wissen seiner Minister, sodaß Baron Manteuffels Stellung ganz anomal ist und er nur in ihr verbleibt, weil er gern am Ruder ist, und weil er glaubt, es würde sich schlimmer gestalten, wenn er abginge. [Man vergleiche mit diesem Gerede den zweiten Band der Poschingerschen Depeschensammlung.] Das Land hegt Vertrauen zu ihm, und er hat sich verpflichtet, nicht mit Rußland zu gehen, obwohl er nicht imstande ist, gegen dasselbe aufzutreten. Die öffentliche Meinung ist sehr gegen den König, und ich glaube, wenn er versuchte, sich mit Rußland gegen die Westmächte zu verbinden, so würde es eine Revolution geben. [Melange von Aberglauben und frommem Wunsch!]

Sehr angenehm ist die Verfasserin von der Opposition der Prinzessin von Preußen berührt. Am 23. Mai 1855 notirt sie sich in Betreff einer Zusammenkunft mit derselben: .

Die liebe Prinzessin sah abgehärmt und verstört aus, und jedesmal, wo sie nach Berlin kam, wurde ihre Lage verdrießlicher und schwieriger. Ihr starker Sinn für das, was die wirklichen Interessen Preußens waren (?), ihre tiefgewurzelten religiösen Grundsätze [was hatten diese mit der Sache zu thun?] und ihre Anhänglichkeit an England ließen sie die Politik des Hofes [der einfach dem preußischen, nicht dem westmächtlichen Interesse dienen wollte] beklagen . . . ihre edle Natur schreckte zurück vor den Ränken und unanständigen Mitteln, die man anwendete, um den König zu beeinflussen und ihn gegen die Westmächte bitter zu stimmen. Wir wurden, wie gebräuchlich, zur Feier des Geburtstages unsrer Königin nach Potsdam eingeladen, und Lord Bloomfield brachte dabei einen eigenhändigen Brief derselben [an die Prinzessin von Preußen] mit, der zu einem sehr günstigen Augenblicke eintraf. Mit einem Gefühle wahrer Befriedigung bat die Prinzessin von Preußen den König, ihr vor dem Diner ein paar Momente Audienz zu gewähren, und las ihm dann den Brief vor, mit welchem er sich ganz zufrieden erklärte. . . Der König und die Königin verabschiedeten sich unmittelbar nach dem Essen von uns, aber wir kehrten in demselben Zuge wie der Prinz und die Prinzessin von

Preußen nach Berlin zurück, und die Prinzessin drückte den Wunsch aus, uns auf ein paar Minuten im privaten Wartezimmer der Station zu sprechen. Sie erzählte uns dann von ihrer Unterredung mit dem König und hatte die Güte, uns Stellen aus dem Briefe der Königin Viktoria vorzulesen. Nichts konnte über die Herzlichkeit gehen, die sie gegen uns persönlich an den Tag legte, und als ich von ihr Abschied nahm, sagte sie, es habe ihr sehr zur Freude und zum Troste gereicht, mir ihre Gefühle und Meinungen auszudrücken, worauf sie hinzufügte: *Nous nous voyons de loin, chère Lady Bloomfield, mais vous connaissez tous mes sentiments et vous me comprendrez.* Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, daß es in unsrer schwierigen und oft sehr peinlichen Lage ein sehr beruhigender und tröstlicher Gedanke sei, zu wissen, daß wir eine so gütige und treue Freundin wie Ihre Königliche Hoheit hätten, und daß es wenigstens eine Persönlichkeit gäbe, die uns und unser Vaterland begriffe.

1856, während der Pariser Konferenzen und kurz vor der Abreise der Prinzessin von Preußen von Berlin, sagte die letztere zu Lady Bloomfield: „Die englische Regierung hat in der schwierigen Krisis, die wir durchmachten, gegen Preußen die größte Mäßigung und Nachsicht gezeigt.“

Häufig begegnen wir natürlich in dem Buche dem echten dreisten britischen Hochmut und kaum verhehlter Abneigung gegen alles Preussische und Deutsche, wenn es nicht dem Vorteil Englands dient. Bisweilen treten diese Gefühle geradezu als Unverschämtheiten hervor. Mit Behagen erzählt die Verfasserin, daß Lord Clarendon dem preussischen Kronprinzen nach der Krönung in Königsberg gesagt haben will, „er hoffe, der König werde nicht Billets für dieselbe Eisenbahn genommen haben, welche Karl X. und Louis Philipp nach dem Bahnhof an der Waterloostraße gebracht hätten und unglücklicherweise keine Billets für die Rückfahrt gewesen wären.“ Über die schleswig-holsteinische Angelegenheit schreibt sie am 25. November 1863:

Die dänische Frage scheint mit jedem Tage verwickelter zu werden. Ich denke, die einzig mögliche Lösung derselben wird die sein, daß man dem Beispiele des verstorbenen Lord Enniskillen folgt, der in Irland als Richter sehr geachtet war. Er war ein gewaltiger Fuchsjäger und pflegte sich frühzeitig am Morgen, wenn er bereits zur Jagd angekleidet war, Klagen vortragen zu lassen. Nachdem er den Kläger angehört hatte, stand er auf und bearbeitete den Angeklagten mit der Reitpeitsche, indem er ihn fragte, wie er sich in so schurkischer Weise habe benehmen können. Der arme Mann trug darauf seine Version der Sache vor, und nachdem Lord Enniskillen ihn vernommen, fuhr er auf den Kläger los und prügelte ihn gleichermaßen durch, worauf beide Parteien ihn vollkommen zufrieden verließen, indem jeder von beiden sagte, sein Gegner habe die Reitpeitsche Seiner Gnaden gekostet. Wenn die Kläger und die Angeschuldigten in der schleswig-holsteinischen Sache alle moralisch mit der Reitpeitsche durchgehauen werden könnten [sein Wunsch, der sich im Munde einer Dame besonders anmutig ausnimmt], so würde es sie vielleicht zur Vernunft bringen.

Könnten — es ging aber nicht, man hatte in London große und grobe Worte, aber nicht den Mut zu Thaten.

Am 2. Februar 1864 notirt Lady Bloomfield sich: „Ich höre, die Königin hat erklärt, daß sie nicht gegen Preußen gehen will, und in Folge dessen schickte sie nach Lord Derby, fand ihn aber dänischer als die jetzige Regierung. Der Prinz von Wales ist sehr dänisch, die öffentliche Meinung ist entschieden dänisch, und man murrte über die Regierung, daß sie eine starke Sprache führt, ohne bereit zu sein, ihr Nachdruck zu geben.“ Ihr Gemahl ist selbstverständlich ebenso gesinnt, tröstet sich indeß über das Verfahren der Deutschen mit der Hoffnung, Rußland werde ihnen das grausame Spiel mit Dänemark verderben. „Die ganze Geschichte läuft, um es kurz zu sagen, darauf hinaus, daß die Deutschen entschlossen sind, daß sie und nicht die Dänen den Hafen von Kiel haben sollen, aber sie vergessen, daß der Anspruch des Kaisers von Rußland demjenigen des Herzogs von Augustenburg voransteht.“

In dem Streite zwischen Oesterreich und Preußen sehen wir die Bloomfields durchweg Partei für ersteres nehmen. Der Beweggrund der Politik Bismarcks ist, so lesen wir in einem Briefe des Lords vom 19. April 1866, seine Selbstliebe. Am 11. Mai schreibt der Herr Botschafter aus Wien: „Ich muß sagen, daß hier nur eine Meinung über den Gegenstand herrscht, daß nämlich, wenn Krieg ausbricht, Oesterreich auf der Seite des Rechts steht und zur Verteidigung einer guten Sache marschirt.“ Man beachte auch folgende Äußerungen des britischen Diplomaten:

17. Juni. Der Kaiser hat ein Manifest voll Mäßigung und Wahrhaftigkeiten an sein Volk gerichtet. Ich hoffe, daß die erneuerten Versicherungen seiner Absicht, zum verfassungsmäßigen Regiment zurückzukehren, gute Folgen haben und andern Ländern in Deutschland zeigen werden, daß Oesterreich auf dem rechten Wege zu Verbesserungen ist. — 20. Juni. Wir sind begierig, etwas vom Könige von Hannover und seiner kleinen Schaar zu erfahren, und hoffen, er wird mit ihr entkommen und sich den Hessen unter Prinz Alexander anschließen. Ich kann nicht umhin, das Verhalten des Kurfürsten von Hessen zu bewundern, der seinen Nachfolger, den Prinzen Friedrich, mit der Armee fortschickt und ohne Bewachung allein zurückbleibt. — 24. Juni. Da sich in der Rheinprovinz kaum ein Soldat befindet, so will es scheinen, als ob Bismarck sie nicht halten könnte und versuchen wollte, die Monarchie durch Abrundung ihrer Grenzen in andre Richtung zu konsolidiren. — 28. Juni. Ich höre, Lord Stanley soll ins Auswärtige Amt eintreten. Er ist ein sehr geschiedter Mann, aber unerfahren in diplomatischen Geschäften und Gewohnheiten, und wir werden nach einer Weile komische Sachen zu hören bekommen; doch vermute ich, sein Papa (Lord Derby) wird ihn leiten. Er hat einige Reden gehalten, die dem Bismarckschen System für Deutschland günstig sind, und ich sollte denken, seine Anstellung im Auswärtigen Amte wird die Kleinstaaten erschrecken.

Weiterhin folgen Klagen, als ob der Krieg mit Sammethandschuhen geführt werden müßte, und Übertreibungen und Verleumdungen wie die, welche später die Preußen den Franzosen ihre Pendulen stehlen ließen.

Ich traf gestern Abend den Grafen Harrach. Sein Besitztum wurde zur Stätte der großen Schlacht [bei Königgrätz] ausgewählt, und alles, sein schönes

Haus nebst Zubehör, ist vollständig zerstört, alle seine Dörfer sind verbrannt, und die Gegend, die Russell mir als den schönsten Theil von Kent ähnlich beschrieb, ist samt einer Wunder verheißenden Ernte durchweg verwüstet. Die Salons wurden in Hospitalabtheilungen verwandelt und mit Chloroform getränkt, die Damastvorhänge zu Verbandzeug zer schnitten. Die Preußen nahmen aus dem Gestütze Graf Trautmannsdorffs alle Pferde weg und all sein schönes Rindvieh, obwohl es hieß, Privateigentum werde geachtet werden [was nie zu geschehen braucht, soweit die betreffenden Gegenstände zum Unterhalt des Soldaten erforderlich und überhaupt zur Führung des Krieges zu verwenden sind]. Waldsteins schönes Schloß ist zerstört. Rothschild hat von Glück zu sagen, daß er den Feind nicht auf seinem stattlichen Gute zu Schillersdorf gehabt hat. . . Die Leute flüchten in Schaaren herein aus Mähren, um Schutz oder Sicherheit vor den Preußen zu suchen, die sich zwar in den Städten gut auf führen, wo sie von den obern Offizieren gehörig beaufsichtigt werden, in den Landdistrikten aber alles lebende Vieh weggenommen haben. Da die Schafe meist Merinos sind, so essen sie dieselben nicht, sondern schicken sie fort [absurde Lüge], um damit die Schafzucht auf den preußischen Gütern zu verbessern. Dem armen Kinsky hat man alle seine Pferde weggenommen und all sein Linnen geplündert. Die Prinzessin Vincenz Auersperg ist wütend, daß sie einen alten zwanzigjährigen Pony von ihr entführt haben. Denke dir, daß die Fenier dir deinen Liebling Pearly wegschleppten!

Am 21. Juli, nach einem Besuche des Königs von Hannover, schreibt der Lord seiner Gemahlin: „Der König hat sich entschlossen, nicht der Vasall des Königs von Preußen zu werden, und wenn er keine billigen Bedingungen erlangen kann, wird er im Auslande leben. Er ist persönlich reich, und ich kann begreifen, daß ein stolzer Mann die erniedrigende Stellung von sich weist, die Preußen für ihn vorbereitet.“ Ein Brief des Botschafters vom 26. Juli lautet:

Ich habe keine Nachrichten, als ein schwermütiges Telegramm von Malet, der sieben mit den Resten des Bundestags nach Augsburg zurückgekehrt ist und mich bittet, gegen Mantuffels Drohung zu protestiren, Frankfurt werde der Plünderung überliefert werden, wenn die Stadt fernerhin zögere, die ihr auferlegte Kontribution von fünf und zwanzig Millionen Gulden an Preußen zu zahlen. Es ist ein höchst wahnsinniges Verfahren auf Seiten eines Generals, wenn eine Stadt keinen Widerstand geleistet hat, die Bürgerschaft zu strafen, weil sie immer zu Oesterreich hin geneigt hat.

Von erstaunlicher Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten der Zeit zeugt ein Brief vom 2. August, in welchem von einem Besuche bei dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Wien berichtet wird:

Motley ist ganz voll von den Veränderungen in Deutschland, er denkt, daß eine gute Ara über diese Nationalität gekommen ist, und daß sicher das Ergebnis der Bismarckschen Politik ein starkes Wachsen des demokratischen Prinzips sein wird. Ich denke ebenso, und wer weiß, ob wir ihn nicht noch einmal an der Spitze der Fortschrittspartei sehen werden. Die deutschen Diplomaten haben einige Ursache, überall Revolution zu fürchten, und sie sprechen von einer deutschen Republik. Ich denke indeß, Bismarck wird eine Weile imstande sein, sie im Zaume zu halten.“ [Kann man helleren Unsinn schreiben, widerspruchsvoller faseln? Und das wollte ein Politiker, ein Staatsmann sein. Es gab aber damals viele eng-

liche Schlaufköpfe dieser Art in Deutschland, und später war Costus in Berlin in Gefinnung und Kenntniß von ganz ähnlichem Kaliber.]

Wir schließen unsre Auszüge mit einem Bericht über die Flucht Metternichs vor der Revolution von 1848, den Graf Rechberg der Verfasserin im Februar 1861 erstattete.

In jenen Märztagen länger in Wien zu verweilen, war sehr gefährlich für den Fürsten geworden. Der Pöbel war wütend gegen ihn, die Stadt befand sich im Aufstande, und die Straßen waren voll Barrikaden. Fürst und Fürstin Metternich waren deshalb nicht imstande, von ihrem eignen Hause aus sich zu entfernen, und als Graf Rechberg erschien, um Abschied zu nehmen, bat ihn der Prinz als alten und vertrauten Freund, in das Haus eines andern Freundes zu kommen und die Fürstin noch einmal zu sehen. Von da wollten sie und der Fürst in einem Fiaker sich nach Felsberg begeben, einem dem Fürsten Liechtenstein gehörigen Landgute, etwa dreißig Meilen von Wien. Ihre Kinder sollten zurückbleiben, um ihnen später mit der Eisenbahn zu folgen. Infolge dessen ging Graf Rechberg um 5 Uhr, um die Fürstin zu sehen. Er fand sie in großer Angst und Furcht; denn der Herr, auf den sie sich verlassen hatten, er werde ihre Kinder begleiten, war im letzten Augenblicke ausgeblieben, und sie fragte den Grafen, ob er sich nun der Verantwortlichkeit unterziehen wolle. Nicht ein Augenblick war mehr zu verlieren, der Pöbel wurde von Stunde zu Stunde gewaltthätiger, und jedes Bögen konnte sich verhängnißvoll erweisen. So brachte Graf Rechberg, ganz unvorbereitet, wie er war, den Fürsten und die Fürstin rasch in ihren Fiaker und gab dann der ältesten unverheirateten Tochter, Prinzessin Melanie, der jetzigen Gräfin Zichy, den Arm, und begleitet von der Prinzessin Herminie, welche lahm war, und deren beiden Brüdern brachen sie auf, um so gut, als es gehen wollte, durch die Straßen nach der Eisenbahn zu gelangen. Graf Rechberg hatte einen Fiaker vor das Thor am rothen Thurm bestellt, ans Ufer der Donau. Unglücklicherweise wurden sie, kurz bevor sie dieses Thor erreichten, vom Pöbel erkannt, der die Prinzessinnen mit wildem Johlen und Kreischen empfing und sie in Stücke zu reißen drohte. Rechberg gelang es, sie an eine Mauer zu stellen und zu verteidigen. Er war zuletzt nicht mehr imstande, dem großen Andrang des Volkes Widerstand zu leisten. Da wurde plötzlich Luft, und sie wurden allesamt weiter und zum Thor hinausgeschoben. Hier wurden sie von den Fiakerkutschern erkannt, welche, ihre gefahrvolle Lage sehend, ihre Pferde zum Galopp peitschten, auf die Menge zuzuhren und sie für einen Augenblick auseinanderstäuben ließen, sodas die Flüchtlinge entkamen und nach der Eisenbahnstation in der Nähe des Praters fuhren. Aber hier fanden sie wieder zu ihrer Bestürzung, daß sie drei Stunden warten mußten, da ein verspäteter Zug mit Truppen die Strecke sperrte. Ein Wiener Bürger, welcher die kleine Gesellschaft erkannte, sagte dem Grafen, er könne auf ihn zählen, er werde in der Nähe bleiben und ihnen im Falle der Not seinen Beistand leisten. Die Studenten hatten von der beabsichtigten Abreise des Fürsten Wind bekommen und kamen nach dem Bahnhofe, um ihm aufzupassen. Alle fünf Minuten gingen sie unter den Passagieren hin und her und forderten ihnen ihre Pässe ab; aber glücklicherweise nahm ein Beamter die Flüchtlinge unter seinen Schutz, zeigte seinen Paß vor und sagte, sie gehörten zu seiner Gesellschaft. So entgingen sie der Entdeckung und dampften nach Lundenburg ab. Als sie in kalter Winternacht dort eintrafen, fanden sie, daß die Station einige

Weilen von Felsberg entfernt war, und daß es kein Fuhrwerk zu ihrer Weiterbeförderung gab, und so gingen sie nach dem kleinen Gasthause. Kaum aber waren sie dort eingetroffen, als sich eine Pöbelrotte vor dem Gebäude versammelte und vom Wirt ihre Herausgabe verlangte. Er zögerte damit und schob in der Zwischenzeit die ganze Gesellschaft durch ein Hinterpförtchen, das er dann verschloß. Sie befanden sich jetzt auf einer schmalen Hintertreppe oder vielmehr auf einer Leiter, welche die Verbindung des Hauses mit dem Stalle bildete. Sie fanden in letzterm einen einspännigen Wagen, in den sie sich setzten, um hinten aus dem Schößt hinauszufahren, während der Pöbel die Vorderseite belagerte. So gelangten sie nach Felsberg, wo sie den Fürsten und die Fürstin Metternich antrafen. Aber sie hatten keine Gelegenheit, die Wäsche zu wechseln und überhaupt nicht die geringste Bequemlichkeit, sie waren durchnäßt bis auf die Haut, und das Schloß war unbewohnt.

Sie verblieben indeß drei Tage hier, während welcher Zeit Graf Rechberg nach Wien zurückkehrte, um dem Grafen Ficquelmont, dem Nachfolger Metternichs, von diesem Weisungen zu überbringen und zugleich Geld und andre Mittel zur Fortsetzung der Reise zu besorgen. Als er von Wien wieder nach Felsberg abreiste, beauftragte er seinen Diener, ihm mit seinem Gepäck und andern Bedürfnissen nach dem Bahnhofe zu folgen, aber der Mann verpaßte den Zug, und so brach der Graf ohne ihn auf, nahm aber die Prinzessin Schandor mit, die ihn gebeten, ihn zu ihrem Vater begleiten zu dürfen. Sie kamen früh drei Uhr an, wo sie die Fürstin Metternich an der Treppe empfing. Sie erzählte ihnen, daß ihr Zufluchtsort entdeckt worden sei, das Haus sei umstellt worden, und der Pöbel habe erklärt, wenn sie nicht unverzüglich machten, daß sie fortkämen, so werde man ihnen das Schloß über dem Kopfe anzünden. Es blieb ihnen somit nichts andres übrig als unterweilte Flucht, und die Fürstin fragte Rechberg, ob er es unternehmen wolle, sie nach Olmütz zu begleiten, wo der Fürst einen Freund hatte, auf den er sich verlassen zu können meinte, und nach dessen Hause sie sich zu begeben gedachten. Nach einigem Überlegen erwiederte Graf Rechberg, daß er die Verantwortlichkeit, sie zu begleiten, nur unter einer Bedingung übernehmen könne, nämlich, daß sie sich von ihren Kindern trennten und sie mit ihrer Schwester, der Prinzessin Schandor, nach Wien zurückschickten. Die Fürstin Metternich weigerte sich dessen zuerst ganz entschieden, als sie jedoch sah, daß Widerstand vergeblich war, nahm sie Abschied von ihren Kindern, ergriff bleich und vor Aufregung zitternd, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen, Rechbergs Arm und ging, gefolgt von ihrem Gemahl, nach dem Wagen hinunter. Hier warf die arme Fürstin sich ihrem Gemahl in die Arme und sagte, sie fühle, daß sie große Schwäche bewiesen, wolle das aber von diesem Augenblick an nie mehr thun. Und in der That, obwohl sie kränklich war, wankte sie niemals wieder, sondern erwies sich in Nöten und Ängsten aller Art mutig und heiter, sobald Fürst Metternich zugegen war. Sie wachte über ihn mit der äußersten Zärtlichkeit und Hingebung und widmete sich allen seinen Bedürfnissen und Wünschen; aber des Nachts, wenn sie allein war, pflegte sie zusammenzubrechen und bitterlich zu weinen.

Als die Gesellschaft Olmütz erreichte, fanden sie Botschaft von dem Herrn vor, nach dessen Hause sie wollten, der sich aber jetzt weigerte, sie aufzunehmen, und zu gleicher Zeit einen Befehl des Gouverneurs der Stadt, der ihnen untersagte, sie zu betreten. Ein Pöbelhaufen erkannte sie, dem Nachricht gegeben worden war, daß ihre Ankunft zu erwarten sei, und der den Fürsten Metternich mit Fischen und Gedrüll empfang, ihm die Kleider zerriß und ihn wahrscheinlich weiter ge-

mißhandelt haben würde, wenn Rechberg ihn nicht nach dem Wagen zurückgezerrt hätte, als der Zug eben abfuhr.

Sie saßen jetzt in demselben Kupee mit einem polnischen Revolutionsagenten, der einige Tage vorher eine wühlerische Rede vor dem auswärtigen Amte in Wien gehalten hatte. Der Fürst hatte die Gewohnheit, einen Hut von eigentümlicher Form zu tragen, und Graf Rechberg bat ihn dringend, denselben mit einer Mütze zu vertauschen, aber er lehnte es bestimmt ab, indem er sagte, er wolle nicht wie ein verrückter Engländer aussehen. Noch viel verdrießlicher als seine zerrissenen und beschmutzten Kleider war ihm, daß er sich keine Cigarre anzünden konnte, da seine Streichhölzer nicht brennen wollten. Sie hatten kein Geld und keine Billets und befanden sich in größter Verlegenheit. Da fand Rechberg im nächsten Wagen einen der Direktoren, der ein wohlgesinnter Mann war, und so wendete er sich an ihn. Er sagte, es werde verhängnisvoll für sie sein, wenn sie nach Prag zu fahren versuchten, da es nichts schlimmeres geben könne als die dortige politische Stimmung, und der einzige Weg zu entkommen für sie werde der sein, daß man den Zug irgendwo mitten im freien Felde anhalten ließe und daß die Flüchtlinge dann so rasch als möglich ausstiegen und zurückblieben, bevor die andern Passagiere ihr Entweichen gewahr würden; denn auf allen andern Bahnhöfen waren die Mitreisenden ausgestiegen, hatten den Wagen des Fürsten umgestellt, waren ihm mit Schimpfreden der gemeinsten Art zu Leibe gegangen und hatten sogar sein Leben bedroht.

Infolge dessen hielt der Zug wenige Meilen vor Prag plötzlich an, der Fürst, die Fürstin und Graf Rechberg stiegen aus, und bevor die Mitreisenden ahnten, was vorging, fuhr der Zug weiter. Der Boden war mit Schnee bedeckt, und es war bitter kalt, indeß gelang es den Flüchtlingen, das nächste Dorf zu erreichen. Von hier begaben sie sich mit Umgehung Prags nach Dresden. Hier war ihres Bleibens auch nicht. Aber Forbes, der englische Gesandte, nahm sich ihrer an und brachte sie nach Leipzig. Von da aus gelangten sie in Sicherheit nach Arnheim. Hier aber begann, als sie beim Essen saßen, der Kellner eine sehr heftige Sprache zu führen. Er sagte, es hieße, der berühmte Fürst Metternich werde erwartet, er sollte es aber lieber bleiben lassen; denn nichts würde ihm, wenn er sich blicken ließe, mehr Vergnügen machen, als ihn totzuschlagen. Die arme Fürstin war in größter Unruhe und wollte sich unverzüglich davon machen, aber der Fürst versicherte ihr, daß noch niemals jemand, der mit Mordgedanken großgethan, sie ausgeführt habe, und nicht lange darauf erschienen die Stadtbehörden im Gasthose und wünschten nach Fürst Metternichs Zimmer geführt zu werden, worauf der Kellner bleich und zitternd hereinkam, um sie anzumelden. So lange die Herrschaften dann in Arnheim verweilten, wartete er ihnen mit der größten Aufmerksamkeit und Hochachtung auf. Der Fürst und die Fürstin begaben sich von Holland nach England, wo ihre Kinder sich ihnen wieder anschlossen, und so endete eine der abenteuerlichsten und gefahrvollsten Fluchtgeschichten, von denen die Geschichte der neuesten Zeit berichtet.

